

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 288.

Samstag, 21. Oktober

1933.

Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

(Nachdruck verboten.)

„Achtung, Achtung, Nummer 9 und 16 stehen um den ersten Preis“, brüllt der Lautsprecher. Ein Murren antwortet aus der Menge, verstummt aber sofort, als Nr. 9 in der Bahn erscheint. Nr. 9 ist der belgische Kapitän Dumoulin, und wer etwas von Pferden versteht — und das sind in der bis auf den letzten Platz gefüllten Reithalle am Kaiserdamm weitaus die meisten, — der weiß schon seit Beginn des „Internationalen Jagdspringens“, daß die Entscheidung um den Preis des Reichspräsidenten nur zwischen dem belgischen Champion, von dessen Siegeslauf der letzten beiden Jahre die Welt spricht, und dem deutschen Gutsbesitzer, Pferdezüchter und Sportsmann Stephan von Thüngern liegen kann.

Der Ire des Kapitäns mit der breiten Brust und dem gedrungenen Körperbau seiner Rasse wird von seinen stählernen Fesseln wie ein Ball über das Hindernis geschleudert. Beifall, der rasch erstickt, denn schon fest Thüngern heran. Sein Pferd ist äußerlich von dem Konkurrenten grundverschieden. Eine schmale, nicht sehr hohe Fuchsstute, augenscheinlich nervös durch die vielen Menschen, aber immer wieder willig unter der Hand des Reiters an die Hindernisse herangehend. „Goldlilie“ von „Wilbur aus der Sonnenblume“ steht auf dem Programm.

Auch „Goldlilie“ springt fehlerlos, wieder wird die Stange erhöht, wieder saust der Ire wie ein Gummiball hinüber, wieder schnellst die Fuchsstute wie ein Pfeil hinterher. Die Stange wird nochmals höher gelegt, durch das Publikum geht bei dieser Erhöhung ein aufgeregtes Rauschen, zwei Meter in dieser Halle, die nur begrenzten Anlauf gestattet — das heißt das Schicksal versuchen. Einige empfindsame Gemüter sehen weg, alle aber halten unwillkürlich den Atem an, es ist so still in dem Riesenraum, daß man das Schnauben des Iren bis in die obersten Ränge hört. Noch drei Sätze — noch zwei — jetzt — das Pferd hebt sich, springt, da — ein unterdrückter Aufschrei, die Hinterhand hat die Stange gestreift, polternd gibt sie nach. Trotzdem war es ein herrlicher Sprung, er wird mit donnerndem Beifall belohnt. Wieder bricht das Klatschen jäh ab, Nr. 16 schickt sich an, den gleichen Sprung zu wagen. „Thüngern ist wahnsinnig geworden“, raunt ein Reichswehroffizier seinem Kameraden zu, „ich kenne den Gaul, gutes Blut, er hat ihn selbst gezogen, aber was Dumoulin mit seinem berühmten „Flying Fox“ nicht schafft, kann er erst recht nicht holen. Die 1.90 waren schon Dusek, zwei Meter ist der reine Selbstmord.“

In lautloser Spannung folgt die Menge jeder Bewegung des Reiters in der Bahn. Man sieht, wie er dem Pferde leicht den Hals klopft und etwas sagt. Das Tier scheint ihn zu verstehen und antwortet mit leisem Schnauben, die liegen die Aderstränge auf dem seidigen, nassen Fell. Dann galoppiert „Goldlilie“ an, ganz leicht und mühelos sieht es aus und ebenso leicht, fast nachlässig scheint ihr Reiter im Sattel zu hängen. Sie biegen in die Gerade ein, das Tempo verstärkt sich, man sieht mit Gedankenschnelle ein langgestrecktes, goldig

schimmerndes Etwas durch die Luft sausen — schon ist es vorbei. Mit der unfehlbaren Sicherheit des geborenen Reiters hat Thüngern den ungeheuren Sprung abgefangen, und ehe noch das Publikum richtig begriffen hat, was los ist, federt „Goldlilie“ in gleichmäßigen, immer langsamer werdenden Sätzen die Bande entlang. Dann aber bricht es los, Händeklatschen, Braposhreien, Lufsch der Mufft — der Lautsprecher kann nicht mehr durchdringen, dafür erscheint es in Riesenlettern auf der Leinwand: „Erster Preis Freiherr von Thüngern auf „Goldlilie“!“

Noch einmal wiederholt sich der Jubel, als die Preisträger die Ehrenrunde galoppieren, „Goldlilie“ kann ihr Mißfallen über diesen Lärm nicht verbergen und schnaubt entrüstet. Lachend und beruhigend streicht der Reiter über ihre Mähne, und als er sich vorbeugt, bricht das Licht der großen Bogenlampen sich flimmernd in der goldenen Siegesgeschleife auf seiner Brust.

Gladys MacCatriad lehnte sich mit einem tiefen Atemzug in ihren Stuhl zurück. Das war wirklich unerhört gewesen, in ihrem ganzen Leben hatte sie noch nicht solches Herzklopfen gehabt wie bei diesem Sprung — und dabei war sie das Reiten doch wahrhaftig gewöhnt. Sie war fast im Sattel groß geworden — daheim auf der Plantage, Großvater hatte oft genug den Kopf geschüttelt, weil seine Enkelin ihre Zeit lieber auf den ausgedehnten Viehweiden verbrachte statt in Haus und Garten, lieber mit den Cowboys um die Wette galoppierte als sitzend über Büchern und Handarbeiten zu sitzen, wie sich das doch eigentlich für ein Mädchen gehörte. „Dir fehlt eine weibliche Hand“, seufzte er dann wohl, und dann kam gewöhnlich eine neue Erzieherin und versuchte es erst mit aller Strenge — und das half gar nichts bei dem eigenwilligen kleinen Ding — und dann mit Nachgiebigkeit; und dann war wieder alles beim alten. Ja, wenn sie ihre Mutter behalten hätte! — Aber ihre Mutter war bei einem Autounfall so schwer verletzt worden, daß alle Kunst der Ärzte sie nicht retten konnten. Gladys war noch sehr klein gewesen, als sie die Mutter verlor, und da ihr Vater mit seinen großen Werken soviel zu tun hatte, hatten die Großeltern sich die einzige Enkelin nach Guatemala auf ihre Kaffeeplantage geholt. Und nach zwei Jahren war ein Brief vom Vater gekommen, daß er sich wieder verheiratet wolle mit der Tochter seines Konkurrenten, sie würden ihre Unternehmungen zusammenlegen, und das würde ein sehr gutes Geschäft sein.

So blieb Gladys bei den Großeltern, und einmal im Jahre kam John MacCatriad nach La Paz, um sein Kind zu besuchen, und einmal im Jahr fuhr Gladys nach Pittsburg. Diese Stiefmutter war sehr nett zu ihr und alle anderen Leute auch, aber sie war doch immer froh, wenn sie wieder zu Hause war, sie war zu sehr in Freiheit aufgewachsen, um sich in der Stadt wohlfühlen. Immer enger schlossen sich Großvater und Enkelin aneinander, bis der Großvater starb. Das hatte sie sehr hart getroffen, und La Paz ohne Großvater war ihr verleidet, da hatte sie die Plantage verpachtet und reiste nun in der Welt herum, schon über ein

die gelesen hatte: Reitturnier, da

Eine lebhafteste Bewegung in der Präsidentenloge riß sie aus ihrem Grübeln. Die Sieger wurden empfangen und nahmen dankend die Ehrenpreise entgegen. Man sah, daß der Reichspräsident noch besonders eingehend mit Thüngern sprach, dann ritt die Unteroffiziersquadrille in die Bahn, das Turnier ging weiter.

Gladys hatte an dem übrigen Programm kein Interesse mehr und stand auf, um zu gehen, da öffnete sich die Tür der Nebenloge, und mit einer unwillkürlichen Bewegung setzte sie sich wieder hin. Und wieder tat ihr Herz einen kleinen raschen Schlag, genau wie vorhin, als sein Blick sie im Vorbeireiten gestreift hatte. Bisher waren ihr Männer gänzlich gleichgültig und manchmal lästig gewesen, aber als dieser Mann sie ansah — es war so ganz anders — es war wie ein jäher Schreck, der den Atem anhalten läßt — aber es war doch wieder kein Schreck, es war . . . Ja, was es nun eigentlich war, das wußte Gladys nicht, wenigstens jetzt noch nicht, aber von dem großen, gutgewachsenen Menschen, der leise mit dem sachtlichen Wünsche, nicht unnötig bemerkt zu werden, die Nebenloge betrat, ging ein Zauber aus, dem sie vom ersten Augenblick an erlag.

So leise Thüngerns Bewegungen auch waren, die Frau, die an der Brüstung der Loge saß, hatte sein Eintreten doch bemerkt. Sie wandte sich lebhaft um, streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. Gladys sah goldig schimmerndes Haar unter dem flotten Sportschütchen, feingezogene Augenbrauen über blauleuchtenden Augen, einen unwahrscheinlich zarten rosigen Teint und einen schmalen roten Mund. Sie war ehrlich genug, sich zu gestehen, daß diese Frau bildschön war und zu harmlos, um zu jenen, wieviel eine geschickte Aufmachung zu dieser Schönheit beitrug. Sie ließ keinen Blick von der eleganten Frau, die jetzt leise mit Thüngern sprach, der immer noch wie unabsichtlich ihre Hand in der seinen hielt.

Eine Pause in der Quadrille ließ einige Gesprächsfehen aus dem Hintergrund der Loge zu ihr flattern. „Sieh mal an, jetzt hat sich die schöne Lilian doch tatsächlich an Thüngern herangemacht, der Filmstar, mit dem sie im vorigen Winter so viel herumzog, scheint endgültig abgetan zu sein.“

„Oh, schon länger. Der Alte soll ungemütlich geworden sein, er hat ja wenig Zeit, der Gnädigen auf die Finger zu sehen, aber wenn er mal stuhlig wird — mit dem ist nicht gut Kirschen essen. Übrigens, die Sache mit Thüngern ist nicht neu, sie sollen sogar Jugendbekannte sein.“

„Ach! So heißt es jetzt, um die Geschichte zu irrisieren. Aber gut aussehen tut sie, das muß man ihr lassen.“

„Ja auch nicht alles Gold, was glänzt.“

„Meinen Sie die Haare oder den Charakter?“

„Beides. Haha.“

Schmetternd setzte die Musik zur nächsten Tour ein, die Stimmen verklangen. Gladys sah immer noch zur Nebenloge hinüber, sie sah überhaupt in der ganzen überfüllten Reithalle nichts weiter als diese beiden Menschen. Sie waren ein wunderhübsches Paar, diese zwei —, der Mann mit den hellen blauen Augen in dem scharfgeschnittenen Gesicht, die Frau mit der madonnenhaften Zartheit, von der die Leute hinter ihr ihr so wenig respektvoll sprachen und von der Gladys weiter nichts wußte, als daß sie Lilian hieß, und daß der Mann nur Sinn und Blick für ihre blonde Schönheit zu haben schien.

Jetzt stand sie auf und ging langsam aus der Loge, von Thüngern gefolgt. Plötzlich erhob sich auch Gladys mit brüster Entschlossenheit, stieß beim eiligen Durchdrängen gegen verschiedene Knie, dann war sie draußen. Sie hastete dem Ausgang zu; nichts war zu sehen, nur eine lange Reihe Autos stand wartend da. Sie ließ ungeschlüssig ein paar Schritte die Straße entlang, die beiden konnten doch nicht vom Erdboden verschlucken

das nicht . . . Gladys rannte über den Fahrbahn, unbekümmert darum, daß sie um ein Haar unter ein Auto kam, jetzt war sie dicht am Wagen —, also nun langsam. Sie martierte Spaziergängerin, aber gerade als sie heran war, beugte Thüngern sich abschiednehmend über eine Hand, sie hörte noch die Worte: „Also morgen abend bei Schaller, den Tisch wird mein Mann bestellen“, dann glitt der Wagen davon. Thüngern sah einen Augenblick hinterher, darauf machte er kurz kehrt und prallte dabei fast gegen ein weibliches Wesen mit schiefstehendem Hut über zerzaustem Haar, die Figur durch einen formlos um sie herumhängenden Mantel verhüllt. Nanu, dachte er, was starrt sie mich so an, sollte ich sie vielleicht angestoßen haben? Er lästete für alle Fälle mit einem höflichen „Verzeihung“ den Hut und schritt, die Hände tief in die Taschen seines Husters gegraben, leise pfeifend davon.

*

„Bitte, Portier, können Sie mir sagen, wer oder was „Schaller“ ist?“

„Schaller ist ein sehr gut renommirtes Restaurant, gnädiges Fräulein“, gab der Mann höflich Auskunft, „man ist dort ausgezeichnet und findet sehr elegantes Publikum. Wünschen gnädiges Fräulein, daß ich einen Tisch bestelle?“

Gladys zögerte. Was ging eigentlich in ihr vor? Das war doch sinnlos, was sie da tun wollte, sinnlos und unwürdig. Sie biß sich auf die Lippen und machte ein — zwei hastige Schritte. Aber dann hielt sie wieder an —, es war einfach ein Zwang, und außerdem, warum sollte sie nicht einmal dort zu Abend essen —, wenn es doch solch ein berühmtes Restaurant war. So sagte sie halb über die Schulter zu dem Portier, der seine höflich abwartende Haltung noch nicht aufgegeben hatte: „Ja, bitte, einen Tisch für zwei Personen — heute abend.“ Und rasch, als wollte sie ihrem eigenen Entschluß entfliehen, eilte sie zum Fahrstuhl und ließ sich in ihre Zimmer bringen. Dort wartete — mit der unzerstörbaren Geduld ihrer Rasse — Conchita.

Conchita war eine Indianerin, die aber eine fast europäische Erziehung genossen hatte. Sie hatte ihre Eltern sehr früh verloren, und Gladys Mutter hatte sich des aufgeweckten kleinen Mädchens angenommen und sie bei sich im Herrenhaus aufwachsen lassen. Sie hatte es nie zu bereuen, denn Conchita war sehr anständig und leistete schon mit zwölf Jahren der Tochter des Hauses Zofendienste. Als dann aus Elisabeth Schroeder Mrs. MacCatriid wurde, blieb Conchita in La Paz, und als Elisabeth MacCatriid starb, übernahm sie die Pflege der kleinen Gladys und betreute sie mit der ganzen Muttergärtlichkeit der Kinderlosen. Ihrer fast fanatischen Anhänglichkeit schien jede Trennung unmöglich, darum folgte sie ihrer Herrin getreulich durch die ganze Welt, obwohl ihr das Reiseleben ebenso schrecklich war wie die großen Städte mit den unheimlich hohen Häusern. Sie war halb Jose, halb Gesellschaftlerin, und Gladys überließ sich willig den Händen der Treuen. Zu willig manchmal, denn auch die Kleidung besorgte meist Conchita, da Gladys sich aus all diesen Dingen nicht das geringste machte und nie zum Anprobieren irgendwelcher Sachen zu bewegen war. Und der doch etwas barbarische Geschmack der Indianerin und die absolute Gleichgültigkeit der Trägerin machten es, daß die Tochter von John MacCatriid zwar außerordentlich teuer und kostbar gekleidet war, aber nebenbei wie eine Vogelscheuche in den unmöglichsten Farben und Zusammenstellungen umherlief. Auch die Versuche von Gladys' eleganter Stiefmutter, erzieherisch und geschmackbildend zu wirken, waren an dieser Gleichgültigkeit gescheitert; Gladys trug zwar in Pittsburg bereitwillig, was man ihr hinlegte, aber irgendwelches Interesse für diese Dinge hatte sie nicht.

„Hallo, Conchita“, sagte Gladys, „du mußt dich heute abend als Lady zurecht machen, wir gehen in ein feines Restaurant.“

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Gang über der Straße, die aus dem Diemeltale in scharfem Bogen durch den Habichtswald nach Kassel führt, liegt der Hof. Vor dem Tore steht der Bauer und blüht auf das Gewimmel zu seinen Füßen. Drei Tage schon dauert die Unrast auf der Straße, die widerhallt vom Marschschritte der Kolonnen, vom Geklapper der Pferdehufe, vom dumpfen Gepolter der Kanonen, vom Geratter der Waggewagen. Fluchen und Lachen dringen herauf, welsche Pieder klingen im Chor. Aber wenn ein Trupp stumm daherkommt mit verbissenen Mienen, so weiß er, das sind Deutsche, Landsleute vom Rhein, aus dem Bergischen und aus den fetten Weiden und schweren Aedern des Münsterlandes, die der große Menschenjächter nach seinem Willen zwingt und die jetzt unter dem Haiswurken in Kassel, den sie den König von Westfalen nennen, nach Osten marschieren müssen gegen das große russische Reich am Ende der Welt.

Der Alte halt die Faust. „Wie lange noch, Herrgott da oben? Wann wirst du deinen Arm vom Himmel heruntersenden und den kleinen Mann, der sich größer dünkt als du, in den Sand legen, auf daß deine Ordnung wieder aufgerichtet werde auf der Erde?“

Der laute Lärm verebbt in der Ferne. Auf der stiller gewordenen Straße ziehen jetzt kleinere Trupps von Bauern in blauen Kitteln, die ihre aufgeschirrten Pferde führen, Adergäule mit breiter Brust und kräftigen Füßen. Die Tiere lassen die Köpfe hängen, als wüßten sie ihre Bestimmung. Ihre Herren sind als Trostrechte aufgegeben. Sie haben sich in Kassel mit ihren Gespannen zu stellen.

Hinter dem Alten steht sein Sohn und hält die beiden Braunen am Halfter. Jetzt macht er einen Schritt auf ihn zu: „Vater, es wird Zeit“, sagt er leise. Der Bauer verharret stumm. Er blickt über die Felder und Ader. In den feuchtwarmen Frühlingstagen ist die Winterfaat gut aufgekommen und steht hoch und grün in der breiten Mulde jenseits der Straße bis an den wieder ansteigenden Waldrand. Vor drei Jahren war es gerade so gewesen. Da hörte er das gleiche Wort, das Abschied hieß: „Vater, es wird Zeit.“ Aber damals standen zwei Söhne hinter ihm, die es sprachen. Nur einer kehrte wieder heim aus Spanien. Was wird aus dem Hof werden, wenn jetzt auch der eine nicht wiederkommt? Aber 400 Jahre sitzen die Rededer auf Ellernbeek. Von Vater auf Sohn ging das Erbe, eine gerade Kette. Und nun muß der letzte die letzten Pferde aus dem Stall nach Rußland führen. Die harten Bauernhände verkrampfen sich ineinander: „Herrgott, da oben, laß mich nicht ohne Erben sterben!“

Neues Hufgeklapper tönt von der Straße her. Jutuse bringen herauf. Der Sohn strafft sich und faßt die Tiere fester: „Vater, die Nachbarn von drinten ziehen schon. Ich muß gehen.“ Der Alte fahet sich mit der Hand durchs Gesicht und wendet sich dem Sohne zu. Seine Hand liegt auf der Schulter des Jungen. Zwei hellblaue Augenpaare bohren sich ineinander: „Zieh mit Gott, mein Junge.“ Zwei Pferdemauler drängen sich in seine Hand. Er überläßt sie ihnen und klopf mit der anderen ihren Hals: „Kommt mir wieder, ihr drei!“ Der Sohn umfängt mit einem letzten Blick die Heimat. Dann treibt er mit einem Zuruf die Tiere an und führt sie den Hofweg hinab der Straße, den langsamer weitergezogenen Kammeraden zu.

Da springt Mohr, der schwarze Wolfshund, der, die Schnauze zwischen den Pfoten, bei den stehenden Pferden gelegen hatte, mit einem Winseln auf, rennt den Davonschreitenden nach und umtanzt laut bellend die Mäuler der beiden Tiere. Die beugen sich zu ihm herab und erwidern schnaubend die Liebkosungen des Freundes. Der Sohn hält an, streichelt das vor Aufregung bebende Tier und heißt ihn mit freundlichen Worten und Gesten, zum Hof zurückzukehren. Der Hund hört ihn mit Augen, vernehmenden Augen an. Aber so wie die Pferde sich wieder in Schritt setzen, springt er voraus und hört auf seinen Zuruf. Da kommt vom Hofe her der strenge Pfiff des Herrn, der Gehorsam heischt. Der Hund zieht die Kute ein und schleicht zurück. Das Tier wendet den Kopf. Die Biegung der Straße hat die Freunde verschlungen. Der Zuruf des Bauern verstärkt den Befehl zurückzukehren. Er setzt zu stärkerem Laufe an, den ein „Brav, Mohr!“ des Bauern noch mehr anfeuert. Da dringt von rückwärts ein schwaches trauriges Wichen an sein Ohr. Jäh hält er an, reißt sich herum und setzt in weiten Sprüngen den Freunden nach. Wie ein dunstler Strich schießt er in die Wegbiegung und ist verschwunden. Stumm blüht ihm der Bauer nach. „Sie haben dich gerufen. Es sollte so sein. Geh auch du mit Gott, braver Kerl. Mein Junge hat einen Freund mehr in der Fremde.“

Aus der Wolke der vom Sturm gejagten Schneeflocken springt ein kleiner schmaler Schatten, dahinter taumelt eine hohe weiße Masse: ein Hund und ein Mensch. Mohr, der Wolfshund, zieht seinen Herrn durch die russische Schneewüste. Der Mann hat die Augen geschlossen. Er fühlt nichts als die Anspannung in der Hand, um die der Riemen geschlungen ist. Was zieht denn das Tier immerzu? Sie gehen doch nicht, sie stehen ja immer an der

Langweil durchschneidet. Nur viel schneller schlagen sie den Eisberg an die Säge heran. Das müssen fixe Kerle sein. Wo ist denn die Säge? Das ist ja der Mohr, der den Eisberg durchschneidet. Der Mohr ist eine Säge und er hält sich daran fest. Das ist wohl nötig, denn die Säge geht auf und ab. Natürlich, sonst könnte sie nicht schneiden. Auf und ab, auf und ab. Ist das eine komische Säge. Die geht nicht grad auf, grad ab, die schaukelt ja. Und was für eine Riesenschaukel. Hoch wie ein Haus steigt sie auf und jetzt geht's hinunter, immer tiefer, immer tiefer. Mohr, halt fest, sonst fallen wir herunter. Ah! Ich bin ja daheim, in mein weiches, warmes Bett falle ich. Vater, bist du da?

Ein kleiner, weißer Hügel und ein Tier im Schnee. Die Flocken fallen still, werden grau, werden Schatten, die Nacht steigt herauf. Der Hund scharrt an dem Hügel, er wird schwarz, ringsum häuft sich der Schnee. Der Hügel bewegt sich. Ein Mann träumt, er ist ein kleiner Junge und die Mutter wäscht ihm das Gesicht. Es tut gut, Mutters Hände zu spüren. Aber warum weinst du, Mutter? Ich bin doch nicht krank. Ich bin nur so müde. Laß mich schlafen, Mutter. Der Kopf eines Mannes sinkt tiefer in den Schnee. Die Flocken fallen. Ein Tier scharrt an dem dunklen Hügel, daß die Flocken ihn nicht in ihre weiße Decke hüllen.

Drei scharfe Laute rasch hintereinander bringen durch die aufsteigende Nacht. Ein Mann regt sich unter dem Schnee. Der ruft da Ellernbeek? Wie durch viele Wände hört er den Ruf. Er kommt näher. Ellernbeek. Jetzt ist er bei ihm, ganz nah an seinem Ohr. Ellernbeek. Der Mann ist wach. Er richtet sich auf dem Ellernbogen auf. Er liegt nicht daheim in seinem Bett. Er ist kein kleiner Junge, dem die Mutter das Gesicht wäscht. Er ist ein todmüder Mann, ein Schneehügel in der weiten russischen weißen Wüste. Und sein Hund steht über ihm und leckt ihm das Gesicht, springt zurück, bellt dreimal auf: El-lern-beek. Ganz deutlich hört er das Wort aus der Stimme des Hundes heraus. Das Tier hat ihn gerufen, hat ihn ins Leben zurückgerufen, hat ihn mit seiner Zunge geleckt, als wären es Mutters Hände gewesen. „Mohr! Lieber, treuer Mohr!“ Er legte die Hände um den Hals des Tieres, und den nassen struppigen Hundekopf an seine Wange gepreßt, heulte der Mann laut und hemmungslos in die Nacht hinaus.

Durch die still gewordene Winternacht gehen zwei Schatten, ein kleiner und hinter ihm ein großer. Am Himmel stehen Sterne. Die Weiße nimmt ein Ende. Hügel rücken näher. „Such Feuer, Mohr!“ spornet der Mann den Hund an. Das Tier gibt Laut, bleibt stehen, zieht den Wind ein, geht weiter. Der Mann weiß, er kann sich auf das Tier verlassen. Immer wieder in den vielen Wochen, als die geschlossene Kolonne sich immer mehr auflöste, bis sie in kleinen Trupps ohne Pferde, ohne Proviant sich durch die nie endende Schneewüste schleppten, immer wieder hatte das Tier eine Lagerstätte für die Nacht gefunden. Eine Lehmhütte oder ein Stück Wand, die Windschutz gab, hinter der man ein Feuer anzumachen konnte von dem Holz, das sie unterwegs auflaufen. Jeder Tag verringerte die Zahl. Einer nach dem anderen legte sich in den Schnee. Zuletzt waren sie noch ihrer sieben gewesen. Doch als der Schneesturm einsetzte, da war er bald allein. Als er das Brennen in den Augen nicht mehr ertragen konnte und sich verzweifelt in den Schnee warf, da war ihm der Gedanke gekommen, dem Tier den Riemen um die Brust zu legen und sich von ihm führen zu lassen. Aus dem Führen war bald ein Ziehen geworden. Und das brave Tier war nicht zusammengebrochen. Unermüdlich hatte es ihn weitergeschleppt. Wie viele Tage? Er weiß es nicht. Wo haben sie die Nächte verbracht? Er weiß es nicht. Haben sie etwas zu essen gehabt? Er weiß es nicht. Alle Erinnerung ist ausgelöscht. In ihm brennt nur die große Dankbarkeit zu dem Tier, das ihn wieder ins Leben zurückgerufen hat. Sie durchwärmt ihn, macht seinen Schritt leichter. Es ist wie ein Schweben. Der Hund geht, der Mann folgt. Endlos geht der Weg. Der Mann stolpert. Er reißt die Augen auf. Hat er geschlafen? War da ein Stein? Der Boden ist glatt, der Schnee hat alles zugebedt. Er muß über seine Torheit lächeln. Weiter. Was ist das? Die Hügel vor ihm verbeugen sich. Die Erde unter ihm hebt sich und senkt sich in sanftem Wiegen. Das ist die Schaukel wieder, die ihn in den Schnee werfen wird. Er bleibt stehen. Die Erde hält. Er muß einen festen Blickpunkt nehmen. Seine Augen bohren sich in einen dunklen Fleck auf den weißen Hügeln. Es muß ein Waldbüsch sein. Weiter, Mohr! Gerade auf das Waldbüsch zu. Er weiß, wenn er noch einmal die Augen schließt, ist er verloren. Die Augen ziehen das Waldbüsch heran. Die Füße wandern. Der Hund steht, hebt den Kopf. Stille. Da ein Ton, ein dumpfes Reiben, ein tiefes Glucksen. Ein Fluß. Wasser, Mohr! Der Hund gibt hellen Laut, biegt scharf ab, eine Bodenwelle hinauf. Wasser! Auf einmal spürt der Mann einen brennenden Durst. Der Hund zieht, zerrt, springt. Atemlos folgt ihm der Mann. Da, in der weißen Fläche unten ein breiter dunkler Strich. Aus den Hügeln kront ein Fluß. Wasser! Mann und Hund liegen auf dem Eisrand. Mann und Hund trinken, trinken.

Am Fluß entlang ein Weg. Frische Spuren von Pferde-

Dusen und Schliffen. Der Weg läuft in die Gabel. Die Hühner wandern.

Ein Feuer leuchtet auf. Hätten stehen um einen Platz. Hote Fenster stehen aus dunklen Wänden. Der Hund bellt auf, zieht stärker an. Aus dem Dunkel ein Anruf. Aus dem Mann kommt ein Schrei: Menschen! Ein Schuß fällt. Das Tier heult, rast vorwärts. Der Mann kann es nicht mehr halten, der Nieten reißt sich aus seiner Hand. „Ein Wolf!“ brüllt eine Stimme aus dem Dunkel. Ein Schatten flieht auf das Feuer zu. Ein langer, schmaler Hinterdrein, springt hoch, zwei Schatten fallen in den Schnee. Hilferufe, Geheul, Geschrei. Aus den Häusern stürzen Gefalteten. Der Mann rennt mit letzter Kraft. Kommandorufe. Ein Offizier. Der Schein aus dem Fenster steht auf seinem Gesicht. „Vordhage!“ schreit der Mann auf. Der Offizier hält einen Bewußtlosen in seinen Armen.

Aus einer dunkelroten Tiefe schwebt ein Mann langsam empor ins Helle. Eine Kerze brennt. Das Licht flieht. Er schließt die Augen. Das Schweben hört auf. Er liegt. Die Hände fühlen Stroh. Wärme ist um ihn. Etwas Hartes bohrt sich zwischen seine Zähne. Etwas Brennendes läuft seine Achse herunter. Ein Hustenreiz packt ihn. Er hebt den Kopf und öffnet die Augen. Vor ihm sitzt ein Mensch und lächelt ihn an. „Bruderherz, sind wir wieder da?“ Der Mensch nimmt eine Flasche, hält sie ihm an den Mund und stößt ihm den Kopf: „Komm, trink noch einen Schluck. Das bringt dich wieder auf die Beine.“ Das Brennende durchdringt seinen Körper bis in die kalten Füße hinein. Das macht warm und so schön müde. Die Augen fallen ihm zu. Aber er schläft nicht. Er ist zu froh. Eine kleine Unruhe ist in ihm. Das macht das Gesicht, das bei ihm ist. Er muß nachdenken. Das ist nicht leicht. Wie durch einen Schleier kommen die Gedanken. Das ist doch Vordhage. Er ist also in Spanien. Drum ist es auch so warm. Aber da war es doch anders. Da lag der Leutnant von Vordhage, der junge Herr von drüben über der Dämmerung, den er kannte, verwundet in dem staubigen Graben der Landstraße, und er, Christof Nebeler, beugte sich über ihn und gab ihm aus seiner Flasche zu trinken und hob ihn auf seinen Bagagewagen und brachte ihn nach Frankreich hinüber ins Lazarett. Und später, als sie beide wieder zu Hause waren und der junge Herr wieder gesund war, da kam er herübergeritten nach Ellernbeek und hat ihn umarmt und Bruderherz zu ihm gesagt, und er mußte Du zu dem jungen Herrn sagen. Ja, und dann kam er nochmal herübergeritten und sagte, er hielt es hier nicht mehr aus, er ging hinüber nach Rußland. Der Jar nahm jeden deutschen Offizier auf. Und jetzt sitzt der Vordhage bei ihm. Ja, dann ist er ja auch in Rußland. Mit einem Schlage ist ihm der Kopf klar. Er ist ja mit dem Hund durch die weiße Wüste gezogen. Aber wo ist der Hund? Eine jähe Angst besällt ihn. Mit einem Rud hebt er den Kopf und blickt den Leutnant an: „Wo ist Mohr?“ Eine Hundeschmauge bohrt sich mit einem freudigen Winseln in seine Linke und schiebt sich den Arm hinauf in seine Achsel. Der Mann fährt mit der Hand über das struppige Fell. Zwei Tränen laufen ihm langsam die Wangen herab. „Gewonnen!“ hört er noch den Leutnant sagen. Dann weiß er nichts mehr. Mensch und Tier versinken in tiefen Schlaf.

Der Oktoberwind segt durch die Bäume an der Landstraße. Der Bauer von Ellernbeek steht vor dem Postor und sieht die gelben Blätter fallen. „Schon zum zweiten Male, seit der Junge fortgezogen ist“, spricht er vor sich hin. Wenn er seines Sohnes gedenkt, gehen seine Gedanken immer den gleichen Weg. Am Anfang steht die Gewißheit: er kommt nicht wieder. Von allen Nachbarnhöfen ist kein Sohn zurückgekommen. Wo die liegen, wird auch sein Junge liegen. Und die beiden Braunen und der Mohr. Aber wenn er an den Hund denkt, leuchtet ein Schimmer auf seinem dunklen Gedankenweg auf: das mit dem Mohr, das war doch ein Zeichen. Er, der ihm auf den Pfiff gehorchte, machte lehrte, als er das Wiehern der Braunen hörte, und folgte dem Jungen. Es hat ihn etwas gerufen, das stärker war. Das muß doch seine Bedeutung gehabt haben. Aberthatsache Jahre ist eine lange Zeit, und doch nicht lang, wenn man daran denkt, wie weit der Weg ist, und daß Krieg ist, wo kein Durchkommen ist. Vor einer Woche soll eine große Schlacht geschlagen worden sein bei Leipzig. So viele Menschen sollen dabei gewesen sein, wie die Welt noch nie gesehen hat. Und der Napoleon soll endlich sein Teil gekriegt haben und nach dem Rhein retirieren. Herrgott da oben, nun willst du doch ein Ende machen mit dem Menschenschlächter. Und wenn jetzt der Junge —. Er ist den Gedankenweg wieder zurückgegangen, er steht wieder am Anfang und wagt den Gedanken nicht zu Ende zu denken. Aber eines muß er doch noch tun. Der Hausierer, der heute morgen vom Habichtswald herunterkam, sagt, die Kosaken sollen schon in Kassel sein. Die reboten ein Rauberwelsch, das kein Christenmensch verstehe. Aber unter ihren Offizieren wären viele deutsche Herren, honette Leute, die mit einem sprächen, als ob man selber ein Herr wäre. Mit so einem Offizier will der Alte sprechen. Vielleicht ist einer darunter, der von seinem Jungen was weiß. Morgen in der Frühlingszeit will er den Knotenstock nehmen und nach Kassel gehen.

Aus der Mauer steigen die Abendnebel auf und schweben sich über die Straße. Die große Stille legt sich über die Welt. Der Alte tritt zurück. Jetzt hat die Nacht ihr Recht. Er will das Tor schließen.

Da dringt durch die weiße Feuchte ein dünnes Hundebellen, eilige Pferdehufe klappern, eine Männerstimme ruft einen Namen. Klingt das nicht wie Mohr? Er hält den Atem an. Nichts. Er hört nur Hufeklappern. Ein Reiter, der sich verspätet hat und das arme Tier auf der harten Straße laufen läßt. Die Nacht wartet den Menschen. Spukgeister treiben im Nebel ihr Spiel mit so dummen Alten, die immer noch glauben, daß was kommen wird, das nicht mehr kommen kann. Es wird Zeit, ins Haus zu gehen. Er faßt den Torbalken. Da hört er ein Keuchen den Hofweg herauf, ein hastiges Schnaufen, ein gurgelndes Blaffen. Etwas Schwarzes springt aus dem Nebel gegen seine Brust zwei Taten legen sich auf seine Schultern. Eine atemlose Zunge leckt ihm das Gesicht. Der Bauer greift in ein struppiges Fell. „Mohr!“ schreit er auf. Der Hund springt zurück, läuft den Weg hinab. Ein Reiter mit einer Lanze taucht aus der weißen Schicht auf. „Soldat, bringst du mir Nachricht von meinem Sohn?“ — „Vater!“ ruft eine Stimme. Ein Mann springt vom Pferde. Ein Sohn liegt dem Vater an der Brust. Der Erbe von Ellernbeek ist heimgekehrt.

Auf Ellernbeek blüht das Geschlecht der Nebeler. Ein Stein steht unter der Hoflinde. Nur ein Wort ist darin gemeißelt: Mohr. In den Herzen der Enkel steht lebendig die Erinnerung an den Hund, dessen Treue und Klugheit den Ahn aus der Schneewüste Rußlands rettete und einen deutschen Bauernhof dem Geschlecht erhielt.

Ein musikalisches Wunder.

Bei einem kürzlich in der süßlawischen Ortschaft Subotica veranstalteten Musikfest erregte ein von einer einfachen Bauersfrau, die in ihrem Leben niemals Musik studiert hatte, komponiertes „Ave Maria“ großes und berechtigtes Aufsehen. Nicht allein durch die Schönheit der Melodie, sondern fast ebenso sehr wegen der Persönlichkeit der Komponistin. Die Frau ist nämlich auf ganz seltsame Weise zu ihren musikalischen Fähigkeiten gelangt. Vor einigen Monaten hatte sie eine schwere Oberleberoperation durchzumachen gehabt. Als sie auf dem Wege der Besserung begriffen war, glaubte die Frau, fast jede Nacht im Traume Musik zu hören. Beim Erwachen erinnerte sie sich ganz deutlich daran, und da die Klänge ihr gefielen, sumunte sie die Melodie tagsüber häufig vor sich hin. Ein musikverständiger Nachbar wurde auf die Weisen aufmerksam, erkannte ihre Schönheit und machte sich bald daran, die eigenartigen Melodien niederzuschreiben. Es handelt sich vorwiegend um kirchliche Musik, darunter auch das „Ave Maria“, das allgemeinen Beifall davontrug. Eine Erklärung für die Erscheinung hat sich noch nicht finden lassen.

Wußten Sie das schon?

Den Rekord im Fallschirmsprung hat zurzeit Frau Lola Schröder inne, die das Kunststück fertig gebracht hat, aus 6300 Meter Höhe aus dem Flugzeug abzuspringen und gut davonzukommen. Der Rumäne Brascu hatte vor ihr den Höhenrekord inne, doch hat sie ihn um 150 Meter übertroffen.

Der schnellste Zug der Welt war bis vor kurzem die kanadische Pacific-Bahn, die 133 Kilometer in der Stunde fuhr. Jetzt aber hat die englische Great Western Railway ihr den Rang streitig gemacht, denn ein Zug dieser Bahngesellschaft, der sogenannte „Cheltenham-Flieger“, erreicht eine Geschwindigkeit von 138 Kilometer in der Stunde. An manchen Strecken steigert sich die Schnelligkeit sogar bis zu 153 Kilometer die Stunde.

In den großen Kohlengruben von Tangshan bei Tientsin sind mehr als 40 000 Kulis beschäftigt. In diesem Ort wird gezeigt, in welchem Maßstab die ungeheuren Kohlenfänge Chinas, das bekanntlich die größten der Welt hat, ausgebeutet werden könnten.

Bei einem Volksstamm in Bolivien gibt es verschiedene Essen für Männer und Frauen. Es steht eine schwere Strafe darauf, wenn Männer das Essen der Frauen zu sich nehmen und umgekehrt.

Wasser friert nicht immer von der Oberfläche abwärts, viele Flüsse frieren vom Grunde an aufwärts, besonders wenn die Strömung stark ist.